

mittlerertätigkeit in den oberitalienischen Kriegen oder auch diejenige des versuchten Ausbaus der Landeshoheit in seinen Herrschaften Bürglen und besonders Forstegg. Andererseits stellen sich aber auch Bedenken ein. Der Untertitel verspricht «Studien zu einem Vertreter des privaten militärischen Unternehmertums», doch wird behauptet, der Adel sei «von der frühkapitalistischen Wirtschaftsordnung ausgeschlossen» (S. 137) gewesen; dabei wäre doch eher darauf hinzuweisen, daß sich hier ein Adliger auf seine Weise als Unternehmer in frühkapitalistischem Stil betätigt hat – oder dann darf man nicht von Unternehmertum sprechen. Und wenn mit einigem Recht die finanziell schwierigen Anfangsjahre ziemlich eingehend dargestellt werden, dann dürfte die Diskussion um Einkünfte aus Pensionen nicht mit wenigen Zeilen in einer Anmerkung (S. 24) abgetan werden. Mindestens verwirrend wirkt, wenn es einerseits heißt, der Freiherr habe in den Vorjahren des Schwabenkriegs «deutlich Partei für die Eidgenossen» (S. 25) bezogen, während andererseits von «Schaukelpolitik zwischen Habsburg, dessen Schwäbischem Bund und den Eidgenossen» (S. 28) gesprochen wird. Solche Beispiele ließen sich mühelos vermehren. Der zwiespältige Eindruck hängt teilweise mit einer wenig differenzierenden oder gar ungeschickten Ausdrucksweise (zum Beispiel: notbehelfsmäßig, S. 60) zusammen; er wird noch verstärkt durch handwerkliche Unsauberkeiten: Beispielsweise verweist der Verfasser auf ein altes Register im Staatsarchiv Zürich (S. 28, Anm. 60), nicht aber auf die Originalquelle selbst, offenbar weil sie nicht mehr in Zürich liegt, sondern wohl im vom Verfasser ebenfalls besuchten Staatsarchiv St. Gallen. Weitere Unsicherheiten birgt der an sich wertvolle Anhang, wo noch nicht edierte Quellen publiziert sind; allerdings wird nicht dargelegt, nach welchen Grundsätzen sie transkribiert sind, zudem steckt zum Beispiel die Nummer 21 voller Fehler (zuoner statt zuvor, gütlichen statt gnetiklichen usw.). Ebenso gehören unreflektiert verwendete typische Ausdrücke des 16. Jahrhunderts nicht in einen modernen Text: Späne (= Streitigkeiten, S. 5, 14 und öfters), Verbannung (im Sinne von Entscheid, Befehl, S. 30), Kronenfresser (= profranzösische Pensionenherren, S. 50, 59 und öfters). Wenn sich dazu noch äußerst zahlreiche Druckfehler gesellen, so wird klar, daß diese Arbeit nur mit Vorsicht benutzt werden kann, weil man nie recht weiß, worauf man sich verlassen kann.

*Heinzpeter Stucki, Langnau a.A.*

*Hans Martin Stüchelberger*, Geschichte der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Winterthur von 1798 bis 1950, Winterthur, Stadtbibliothek, 1977 (307. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur), 247 S., Tafeln, geb. Fr. 25.—

Schon während seiner Amtstätigkeit als Pfarrer einer St.-Galler Stadtgemeinde und später als Religionslehrer an der sanktgallischen Kantonsschule hat Hans Martin Stüchelberger einige vielbeachtete Bücher auf dem Gebiete der Dogmatik, der Ethik, der praktischen Theologie und der Kirchengeschichte verfaßt. Als Emeritus hat er sich nun insbesondere letzterem Gebiet zugewandt. Eine besonders kostbare Frucht seiner sehr produktiven kirchenhistorischen Forschertätigkeit ist die vorliegende Winterthurer Kirchengeschichte. Dieses Werk schließt an die «Geschichte der Laurenzen- oder Stadtkirche Winterthur» von Alfred Ziegler (Teil 1) und von Hermann Walser (Teil 2/3) an, wobei Stüchelberger durch die Ausweitung des Buchtitels richtigerweise zum Ausdruck bringt, daß es sich – wie schon bei Ziegler und Walser – um die Geschichte der Kirchgemeinde und nicht nur des Kirchengebäudes handelt (S. 13, 164).

Der besondere Reiz einer lokalen Kirchenhistoriographie besteht darin, daß einerseits aufgezeigt wird, wie sich die großen, allgemeinen kirchengeschichtlichen Epochen und Strömungen in einer bestimmten Stadt oder Gegend widerspiegeln, und daß andererseits die Eigentümlichkeiten einer lokalen kirchlichen Entwicklung beschrieben werden. Es ist Stüchelberger meines Erachtens hervorragend gelungen, diese beiden Aspekte, das heißt sowohl den generellen wie auch den spezifisch winterthurerischen, zur Geltung zu bringen. In meisterhafter Weise versteht es der Autor, interessante Details im kirchlichen Geschehen mit den großen Linien der Geschichte in Verbindung zu setzen. Als besonders wohltuend (und keineswegs selbstverständlich) empfindet es der kirchenhistorisch interessierte Leser, daß Stüchelberger seinen Stoff mit großem schriftstellerischem Können und mit erfrischendem Humor darzustellen weiß.

Um 1800 war Winterthur mit seinen 3000 Einwohnern eine relativ kleine und unbedeutende Stadt. Vor 1798 bestand sein geistliches Kollegium aus dem Stadtpfarrer, dem Prädikanten, dem Stadtdiakon, dem Kapitelsdiakon und dem Subdiakon zu St. Georgen, wobei dem Konvent zusätzlich noch einige im Schuldienst tätige ordinierte Theologen angehörten. Die Wahl des Stadtpfarrers wurde übrigens von Zürich aus getroffen und erst seit 1850 der Kirchengemeinde Winterthur überlassen; dies zeigt, wie Winterthur noch lange Zeit über die Ära des Ancien Régime hinaus im Schatten der dominierenden Nachbarstadt stand. Die respektable Zahl von fünf im Gemeindedienst stehenden Geistlichen wurde nun in der Helvetik durch den helvetischen Vollziehungsausschuß rigoros vermindert: Es blieben das Hauptpfarramt und die Prädikatur (S. 31), wobei für die Besetzung dieser zweiten Pfarrstelle stets die Winterthurer selber zuständig waren.

Die Zeit der Mediation und der Restauration wird von Stüchelberger sehr zutreffend mit «Weiterfahrt in wiedergewonnenen Geleisen» charakterisiert. Im Jahre 1809 wurde das Stadtdiakonat erneut eingerichtet (S. 38), einige Jahre später aber wieder aufgehoben. So kam es, daß um 1890 die inzwischen stark angewachsene Stadt Winterthur von nur zwei Pfarrern betreut wurde. Sie hatten etwa ebenso viele Seelen zu betreuen wie die sechs reformierten Pfarrer der Stadt St. Gallen. Das Arbeitspensum, das die zwei Pfarrer in Winterthur zu bewältigen hatten, kommt uns Heutigen geradezu erdrückend vor: So hatte im Jahre 1893 jeder der beiden Pfarrer 18–20 Wochenstunden Religionsunterricht zu erteilen; dazu kam der Konfirmandenunterricht mit einer Gesamtzahl von 336 Konfirmanden; im selben Jahr wurden 346 Taufen, 92 Trauungen und 210 Beerdigungen vollzogen. Die Schaffung einer dritten Pfarrstelle im Jahre 1894 war darum mehr als dringend (S. 118–120). Im Laufe der Jahrzehnte wurden dann weitere Pfarrstellen eingerichtet, 1950 waren es sieben (S. 219–221).

Die einzelnen Winterthurer Pfarrergestalten wie auch die von Gemeinde und Behörde an sie herangetragen und teilweise auch erfüllten Erwartungen und Wünsche spiegeln die ganze bunte Mannigfaltigkeit der kirchen- und theologiegeschichtlichen Entwicklung der letzten anderthalb Jahrhunderte wider. Hervorgehoben sei hier folgendes:

Im Straßen-Handel von 1839 widersetzte sich sowohl das Pfarrkapitel des Bezirks Winterthur wie auch der Großteil der Bevölkerung von Winterthur der Berufung des umstrittenen Tübinger Theologen an die neugegründete Universität Zürich; allerdings lehnten die Winterthurer ein allzu schroffes, die Legalität verletzendes Vorgehen gegenüber dem Zürcher Regierungsrat ab. Im Unterschied zur Winterthurer Bevölkerung und Geistlichkeit stellte sich die radikale Winterthurer Zeitung «Landbote» kampfesfreudig hinter den jungen D. F. Strauß (S. 59–64).

Im letzten Viertel des 19. und im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts galt Winterthur als eine Domäne des religiösen Liberalismus. Die Vorherrschaft der freisinnigen Richtung zeigte sich zum Beispiel darin, daß in jener Zeitspanne und auch darüber hinaus die sogenannte erste Pfarrstelle stets mit einem liberalen Theologen besetzt wurde. Doch handelte es sich nicht um eine «Alleinherrschaft». Etliche Kirchengenossen, die sich der orthodoxen oder der pietistischen Richtung verbunden wußten, scharten sich um das Vereinshaus der Evangelischen Gesellschaft. Als erster Pfarrer amtierte dort (seit 1874) der als Blumhardt-Biograph bekannt gewordene Friedrich Zündel (S. 89f.). Doch bestanden stets Querverbindungen zwischen Vereinshaus und Stadtkirche. Zweimal geschah es sogar, daß der jeweilige Vereinshauspfarrer an die der positiven Richtung vorbehaltene Pfarrstelle an der Stadtkirche gewählt wurde. Auch die religiös-soziale Bewegung fand in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in der Industriestadt Winterthur einen verhältnismäßig dankbaren Boden. Daß Stückelberger – selber ein Winterthurer Pfarrerssohn – den letzten Drittel des von ihm geschilderten Zeitraumes aus eigenem Erleben kennt, kommt nicht zuletzt in den von ihm außerordentlich lebendig und verständnisvoll abgefaßten Pfarrer-Lebensbildern zum Ausdruck. Drei Pfarrer, die während einer überdurchschnittlich langen Amtszeit an der Winterthurer Stadtkirche wirkten, werden speziell gewürdigt: «der Gelehrte» (Dr. Johann Conrad Gasser, S. 208–210), «der Verehrte» (Dekan Wilhelm Ryhiner, S. 210f.) und «der Geehrte» (Dr. h. c. Otto Herold, Kirchenratspräsident und Präsident des Schweizerischen evangelischen Kirchenbundes, S. 211f.). Das Richtungswesen verhinderte übrigens jahrzehntelang die für eine effiziente Betreuung notwendige Unterteilung der Kirchgemeinde Winterthur in einzelne Pfarr- oder Seelsorgekreise. Sie erfolgte erst 1937. Vorher hatte jeder Pfarrer die ihm einstellungsmäßig Nahestehenden im ganzen Kirchgemeindegebiet betreut (S. 190f.).

Eine große Rolle spielte im Leben der Winterthurer Kirchgemeinde – wie im Leben der Stadt überhaupt – von jeher die Pflege der Musik. Die Stadtkirche Winterthur weist eine Reihe von bedeutenden Organisten und Chorleitern auf (S. 45, 109, 196f.). Winterthur war eine der ersten Kirchgemeinden, die ein Kirchgemeindehaus bauten (1911–1913, S. 136–140). Dessen Existenz bewirkte einerseits eine Bereicherung und einen unverkennbaren Aufschwung des kirchlichen Lebens. Andererseits aber war fortan die Kirchenpflege permanent mit der Frage konfrontiert, ob nun dieser oder jener Organisation, deren weltanschauliche Ausrichtung oder deren Programmgestaltung den Bestrebungen der Kirchgemeinde keineswegs entsprachen, die Benützung der Räumlichkeiten gestattet werden sollte (S. 173f., 214).

Zu den Eigentümlichkeiten des Winterthurer Kirchgemeindelebens zählt Stückelberger zwei kirchliche «Ämter», die von freiwilligen Mitarbeitern nebenamtlich ausgeübt werden: Die «Kirchenhelfer» helfen den Pfarrern bei der seelsorgerlichen Tätigkeit (S. 190), die «Kirchendiener» unterstützen den Sigristen in seinem Dienst vor, während und nach dem Gottesdienst (S. 98, 164, 218). Ein weiteres Winterthurer Spezifikum ist der von Stückelberger gerügte Brauch, daß bei den Kirchenpflegerwahlen nicht kirchliche Gruppierungen, sondern die politischen Parteien neue Kandidaten vorzuschlagen pflegen (S. 218).

Im Jahre 1931 hatte sich die Kirchgemeinde Winterthur mit den Kirchgemeinden der 1919 eingemeindeten Vororte Oberwinterthur, Seen, Töb, Veltheim und Wülflingen zu einem «Verband der evangelisch-reformierten Kirchgemeinden der Stadt Winterthur» zusammengeschlossen mit dem Zweck, «die zur Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse notwendigen Mittel durch Einführung eines gleichmäßigen Steuerfußes in allen Verbandsgemeinden aufzubringen».

Eine zweite Kirche, die Zwinglikirche, wurde im Mattenbachquartier 1939/40 erbaut, 1963 erfolgte dann die Aufteilung der inzwischen gewaltig angewachsenen und darum unübersichtlich gewordenen Kirchgemeinde Winterthur in die beiden Kirchgemeinden Winterthur-Stadt und Winterthur-Mattenbach.

In einem Anhang erwähnt Stückelberger die «Winterthurer Witwen- und Waisens-tiftung». Diese heute noch florierende Institution weist ein Alter von mehr als 250 Jahren auf. Da Zürich die Stadtzürcher Pfarramtskandidaten eindeutig bevorzugte, wenn es um die Besetzung freigewordener Pfründen im Land herum ging, schlossen sich die stellenlosen jungen Winterthurer Theologen 1724 zwecks gegenseitiger Unterstützung und Pflege der Freundschaft und der theologischen Bildung zu einem Kollegium zusammen, obschon die Zürcher Obrigkeit dies verboten hatte. Später wurde als Zweck des Vereins festgelegt: Unterstützung der Pfarrerwitwen und -waisen. Heute noch treffen sich die in Winterthur heimatberechtigten Pfarrer, deren Gattinnen und die Pfarrerwitwen alljährlich in ihrer Heimatstadt zu einer fröhlichen Mahlzeit – ein schöner alter Brauch, der in der Schweiz wohl einzigartig dasteht (S. 227f.).

*Walter Fritschi, Winterthur-Veltheim*

*Mihály Bucsay, Der Protestantismus in Ungarn 1521–1978, Ungarns Reformationskirchen in Geschichte und Gegenwart, Teil I: Im Zeitalter der Reformation, Gegenreformation und katholischen Reform, Wien/Köln/Graz, Hermann Böhlau Nachf., 1977 (Studien und Texte zur Kirchengeschichte und Geschichte, Erste Reihe, Bd. III/1), XX und 303 S., Abb., DM 76.—.*

Die protestantische Kirchengeschichtsschreibung Ungarns erlebt heute so etwas wie eine Renaissance. Die Bände der Reihe «*Studia et acta ecclesiastica*» erscheinen in Budapest seit 1965 regelmäßig, das protestantische Lexikon für ungarische Kirchengeschichte des Jenő Zoványi (1940) wurde 1977 in revidierter Form neu herausgegeben, und ein Studienband zur Geschichte des «Trauerjahrzehnts» 1671–1681 des ungarischen Protestantismus erschien 1976 unter dem Titel «*Rebellion oder Religion?...*» in Zusammenarbeit mit dem Institut für protestantische Kirchengeschichte in Wien. Eine weitere wichtige Frucht der Zusammenarbeit mit Wien ist der vorliegende Band.

Nach einem einleitenden Rückblick auf die Christianisierung und die mittelalterliche Kirche Ungarns bietet das Buch ein ausgewogenes Bild von der recht bewegten Geschichte der Reformation und Gegenreformation in Ungarn 1521–1715. Der Verfasser, bekannter Kirchenhistoriker und Ordinarius an der Reformierten Theologischen Akademie in Budapest, hat bereits 1959 ein Werk über die Geschichte des ungarischen Protestantismus in deutscher Sprache veröffentlicht. Nun wurde es in bedeutendem Maße erweitert (für die Zeit 1521–1715 ist es das Doppelte des ursprünglichen Volumens!) und auf den Stand der neuesten Forschung gebracht.

Der Verfasser gibt hier eine übersichtliche Darstellung der vielschichtigen Entwicklung des Protestantismus im alten Ungarn, das ja ein Vielvölkerstaat war und das ganze Karpatenbecken mit Siebenbürgen umfaßte. Dabei ist er immer bestrebt, allen Gruppierungen konfessioneller oder ethnischer Art gerecht zu werden. So erfährt der Leser von vier verschiedenen Gruppen innerhalb der lutherischen Reformation: die der Deutschen in Ungarn beziehungsweise der «Sachsen» in Siebenbürgen, der Ungarn und der Slowaken. Es wird gezeigt, wie die Reformation helvetischer Prägung vor allem das ungarische Volk selbst erfaßte, wobei aber auch die Reformationsbestrebungen der ungarischen reformierten Fürsten von Siebenbürgen